

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der alte Lindenmüller

[urn:nbn:de:bsz:31-339315](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339315)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der alte Lindenmüller.

(Mit einer Abbildung.)

„Siehst du, Lieschen,“ sagte die junge, arbeitliebende Frau Zeibig, hochaufgeschürzt im Hofe eines bäuerlichen Gehöftes hinter einer Wasserkufe stehend, „nun bin ich hier mit Scheuern und Putzen fertig. Großmutter packt schon oben die Tragkörbe voll Wasche und Kleingeräthe ein, und heute Nachmittag bereits fährt der Vater all' diese Sachen ins Oberdorf, indeß Karl die Stubengeräthe auf dem Ruhwagen holt.“

„Schlafen wir da nicht heute noch einmal im alten Hause, Mutter?“ fragte Lieschen, ihr rundes, freundliches Gesicht zu Frau Zeibig emporhebend, die vor lauter Eifer kaum die Zeit sich gönnte, einmal aufzuschauen.

„Nein, mein Kind,“ lautete der Mutter Antwort; „die vergangene Nacht haben wir zum letztenmal hier geschlafen, und sobald der Vater die Fässer, Wannen und Waschkörbe abgeholt hat, kommt zuerst die Reihe an dein Bettchen. Noch heute Abend ziehen wir Alle hinüber ins Oberdorf und nehmen Quartier im Lindengut, das, wie du weißt, wir vom alten Lindenmüller gekauft haben.“

„Den ich durchaus nicht leiden kann!“ sagte Lieschen.

„Und warum denn nicht?“ forschte Frau Zeibig.

„Weil der alte Lindenmüller immer so finster und grämlich dreinschaut!“ meinte das Mädchen; „und wenn man durch den Hof geht, so guckt er einem nach auf Schritt und Tritt. Mir wird's dabei immer ganz ängstlich zu Muthe, und ich fürchte jedesmal, er werde mich tüchtig ausschelten!“

„Nicht doch, Lieschen!“ tröstete die Mutter; „hab keine Angst; ich werde darüber wachen, daß der alte Mann und sein bissiger Hund dir nichts zu Leide thun. Vielleicht ist der Lindenmüller krank, oder hat sonst was, weil er manchmal finster drein schaut; denn sonst wüßte ich doch gar keinen Grund, warum er gerade dir grollen sollte.“

Lieschen, ohne eben beruhigt und getröstet zu scheinen, schwieg, und als mit der untergehenden Sonne der Wagen fortrollte, welcher mit

der Eltern Betten auch ihr Bettchen mitnahm, ging sie mit der Mutter hinterdrein. Vor dem Wagen ihres Vaters kam ihr Bruder Karl, um etliche Jahre älter als sie, mit dem niedrigen Bretterwagen, an dessen Hintertheil er die neummelkende Kuh und die Ziege angebunden hatte. Alles schien sich zu freuen, daß jetzt die unruhige Zeit des Ausziehens ihrem Ende sich nahe. Diese frohe Stimmung wurde noch erhöht durch die grüne Fichtenranke am Hofthor und den weißen Zettel mit dem mächtig groß darauf geschriebenen Gruße: „Willkommen!“ Gute und freundliche Nachbarn hatten der einziehenden Familie diese Ueberraschung bereitet, und auf dem runden Tisch in der Unterstube lagen nebeneinander ein frischgebackenes Brod, ein Geberbuch, ein Pfennig, und dabei stand das Salzfüßchen; an der Thür lehnte ein neuer Besen. Solches war der alte, fromme Brauch beim Einzug in eine neue Wohnung.

Die Nachbarn kamen herbei und wünschten Glück und Segen ins neubetretene Haus. Auch der alte, mürrische Lindenmüller, welcher das Gehöfte der Familie Zeibig verkauft hatte, murmelte frostig einige Worte dazu, die klingen sollten wie eine Begrüßung. Sein Häuschen, dessen Benutzung er sich ausschließlich vorbehalten hatte beim Verkauf, lag hinter dem Hauptgebäude, das die neuen Eigentümer bewohnen wollten. Durch einen niedrigen Zaun war es von dem Gute getrennt und hatte zwei Zugänge. Der eine führte von dem Eigangsthore dahin, und der andere mündete seitwärts auf einen Fahrweg. In diesem Häuschen also wohnte der Auszügler, der alte Lindenmüller, ein im Dorfe als Haberecht und silzig verrufener Mann. Vor drei Monaten hatte er sein Gut verkauft, weil er, nach dem Tode seiner Frau, keinem Menschen mehr traute und nicht mehr mit fremden Leuten, wie er sein Gefinde nannte, wirtschaften wollte.

Zeibigs gefielen sich in ihrem neuen Besitztum. Der Vater und sein Sohn Karl hielten überall Umschau. Lieschen aber setzte sich mit einem Wohlbehagen, wie es neu eingerichtete Räume auf uns zu machen pflegen, in ihren Spielwinkel in der Wohnstube und hantirte nach Herzenslust mit ihren Puppen. Die Eltern aber hatten noch gar viel zu thun, um Alles in gehörige Ordnung zu bringen. Im Stalle scheuerte

die Magd, die Margreth, die Kaufen ab und gab dem Vieh und Kleinvieh das erste Futter. Karl aber probirte, wie sich sein kleiner Bretterwagen im neuen Schuppen ausnahm.

Unter lauter Arbeit und Thätigkeit verstrich der erste Abend, und als die funkelnden Sternelein herauszogen am Himmel, sammt dem hellen, freundlichen Mond, da dauerte es nicht mehr lange, und Alt und Jung sank zum ersten Mal in Schlummer auf dem Lindengute. Aller Gebete sprachen einmüthig den Wunsch und die Bitte aus, der liebe Gott möge sie im neuen Wohnsitz behüten und bewahren.

Es mochte zwei Stunden später sein. Das Wirthshaus des Oberdorfs lag etwas entfernt, dort wo die Landstraße an den letzten Häusern vorüberzog. Die hellerleuchteten Fenster der Schenke schimmerten durch die Weiden und Erlen längs des Dorfbachs. Die späten Gäste verließen das Wirthshaus, und raube, lärmende Stimmen drangen durch die nächtliche Stille. Zwei dieser Spätlinge kamen auf das Lindengut zu, die, bald leise, bald laut, mit einander schwakten, ja, etliche Male so laut, daß die Schläfer, unter deren Fenster sie vorübergingen, darüber erwachten. Unweit des Hofthores zum Lindengut blieben Beide stehen.

„Ja, siehst du, Lindenmüller, 's ist nun halt so!“ meinte der Eine; „mögen die Andern sagen, was sie wollen, ich stimme dir doch bei, wenn du findest, du habest Unrecht gehabt, dein Gut zu so billigen Preise zu verkaufen. Der Vater Zeibig mag sein wie er will, und die Andern mögen ihn loben, so viel sie wollen, ich hätte doch mein schönes Eigenthum nicht so leicht gelassen. Das ist richtig und gewiß!“

„Es ist leider nur allzu wahr, was du da sagst, Gevatter Christian!“ klagte der Lindenmüller. „Ich hätte mir die Sache länger und besser überlegen sollen. 'S ist eine dumme Geschichte! Der schlaue, fromm thuende Zeibig mit seinem ganzen Pack und all seinen Fürsprechern und Beschützern, vom Pfarrer und Amtmann an, hätte mir vom Halse bleiben können, dann wäre das hübsche Hofgut noch mein, und ich müßte nicht dahinten im Auszüglerhäuschen nisten wie ein armer Sünder!“

„Da ist halt jetzt nichts mehr zu machen!“ sagte Christian. „Der Kauf ist geschehen, und Alles verbrieft und unterschrieben. Von heut an sitzen Zeibigs in Haus und Hof.“

Nun wurde das Gespräch leiser und die beiden Nachtwandler gingen noch ein Stück den einsamen Weg hinaus, der vom Gute ins Feld

führte. Der beginnende Sturmwind, der einen Regenschauer vom Gebirge herjagte, trieb auch die Gevattern auseinander. Still schlich der Lindenmüller in sein einsames Häuschen, das bloß die taube Magd, welche die kleine Wirthschaft führte, mit ihm theilte.

Während der folgenden Tage richteten Zeibigs sich vollends ein. Der geschäftige Karl spitzte, hämmerte und pochte, um jeder Sache ihren festen Stand anzuweisen. Die Leitern bekamen neue Hacken und Sprossen, die Hühner eine neue Stiege. Am Thorwege fehlten einige Latten, und Vater und Mutter hatten mitammen vollauf zu thun, um, wenn sie vom Felde heimkamen, in den Stuben Alles weiter zu ordnen. Bei all diesem Thun und Treiben wurden sie durch nichts gestört. Ein herzliches Gebet begann ihr Tagesleben, und eine frohe Stimmung begleitete sie während der Arbeit, wie alle Diejenigen, welche reines Herzens sind und mit dem Herrn ihr Haus bauen.

Am einem der nächsten Tage kam der Nachtwächter des Dorfs frühzeitig an Zeibigs Gut daher. Er sah scheu nach dem Wege, der ins Gehöft führte und nach einer Gartenecke hin. Er schien den Boden aufmerksam zu betrachten. Zeibigs saßen eben beim Frühstück.

„Was mag der Nachtwächter dort suchen?“ wunderte sich die Mutter. „Er scheint etwas verloren zu haben. Oder ist ihm über Nacht vielleicht etwas Verdächtiges hier aufgefallen.“

Der Nachtwächter blieb wirklich auf seinem Posten vor dem Gute wie angewurzelt stehen; seine Augen bohrten sich ordentlich in den Boden. Was suchte der Mann? Zeibig stand endlich auf und ging hinaus.

„Guten Morgen, Thomas!“ begrüßte er ihn; „sucht Ihr etwas bei mir?“

„Suchen?“ sagte der Nachtwächter halbblaut und gedehnt. „Das eigentlich nicht. Wenigstens möchte ich das Gesuchte nicht finden!“ Drauf winkte er Zeibig, daß er näher zu ihm kommen möge.

„Denk Euch nur, Nachbar, was ich gestern Nacht bei Euch, hier hinter der Mauer an der Gartenecke gesehen habe. Ein Gespenst war's! Bielleicht gar der leibhaftige Gottseibens! Man ist doch wahrlich auch nicht abergläubisch und noch weniger furchtsam. Ihr wißt's, ich bin Grenadier gewesen und hab Haar' auf den Zähnen. Aber ich will nicht Thomas heißen, wenn ich nicht gestern, gegen Mitternacht, etwas Weißes hab über die Mauer hier gucken sehen. Und einen Schlapphut mit einer großen Feder

hatte das Ding auf, und hat gerasselt, als ging's in lauter Ketten!"

"Märrisches Geschwäg!" tadelte Zeibig ernst. "Furchtsam seid Ihr gewesen; habt vielleicht den Mondschein oder ein Stück Wäsche für eine Erscheinung gehalten, oder 's hat Euch im Kopf gerappelt! Seid Ihr vielleicht noch droben in der Schenke gewesen, wo die reichen Bauern Euch so viel Bier bezahlten, daß Ihr Gespenster gesehen? Das wird's wohl sein!"

"Nein, nein!" betheuerte Thomas. "Ganz ruhig und nüchtern war ich! Bin auch gestern Abend nicht ins Wirthshaus gelockt worden. Nach elf Uhr kam ich das Dorf herunter, hatte just den Vers auf der Zunge und wollte ihn, nachdem ich getutet, vor Euren Hofe absingen, als ich ein kurioses Brummen über mir hörte. Erschrocken schaut' ich auf und mein Hund schlug an. Was erblicke ich? Eine lange, weiße Gestalt steht dort mit drohend ausgestrecktem Arm, und rasselt mit Ketten. Ich hatte Mühe, meinen Sultan, der mit seinem Gebell das halbe Dorf aufzuschrecken drohte, zu bändigen, und in demselben Augenblick war auch die Gestalt hinter der Mauer verschwunden. Seht, Nachbar, hier, gerade hier stand das Ungethüm. Jetzt wollte ich nur sehen, ob heute nicht etwa eine Spur zu finden wäre. Es ist manchmal so etwas möglich, denn meine Mutter selig hat mir, als ich noch ein kleiner Junge war, erzählt, daß man schon den Abdruck eines Pferdehufs oder eines langen Sporns gefunden."

"Stellt Ihr Euch denn vor, Thomas," fragte Zeibig lächelnd, "daß der Teufel leidhaftig mit Huf und Sporen daherhinkt und sichtbar umherschleicht? Schlagt Euch das alte Märchen aus dem Kopfe und haltet Euch festiger an Gebet und Gottes Wort. Die schlimmsten Teufel sind böse Menschen. Wer weiß, es hat Euch vielleicht Jemand den Poffen gespielt, um Euren Muth auf die Probe zu setzen. — Nu, was geschah weiter? Blicket Ihr nicht hier und suchtet das Ding spitz zu kriegen?"

"Wie, was! ich sollte vor dem Teufel stehen bleiben!" rief der arme Nachtwächter ganz entsetzt. "Ich sollte mein Leben auf's Spiel setzen und Frau und Kinder brodlos machen? Nein, nein, nicht so dumm! Ich bin still davon gelaufen und hab meinen Hund mir nachgezogen."

"Da haben wir's ja," meinte Zeibig; "Euer Hasenherz hat Euch einen Streich gespielt. Solch Geschwätze macht mir weder kalt noch warm. Merk's Euch, Nachbar!"

Kopfschüttelnd machte der Nachtwächter sich

davon und Zeibig kehrte wieder in die Stube zurück. Erst wollte er seiner Frau nichts von der Sache berichten, doch endlich, ihres wiederholten Forschens müde, theilte er ihr ganz kurz mit, der Nachtwächter hab ihm erzählt, daß ihm etwas vorige Nacht draußen am Zaun höchst wunderbar geschienen. Was es aber eigentlich gewesen, könne er nicht sagen, daher Alles wahrscheinlich nur albernes Geplauder sei.

Frau Zeibig war so klug, jezt, vor den Kindern, keine Aufregung merken zu lassen, doch kam ihr das Ding nicht aus dem Sinn.

Es war einige Tage später, die Nacht schwarz und finster. Im Gehöfte herrschte tiefe Stille, und längst hatte sich der Schlaf auf die friedlichen Bewohner niedergesenkt. Plötzlich störte ein mehrstimmiger Schrei die Schlummernden, und erschrocken fuhren sie auf.

"Was war das?" rief Frau Zeibig voller Angst. "Geh', lieber Mann, und schau doch einmal durch's Fenster."

Zeibig that's, und bemerkte nichts Verdächtiges, hörte wohl aber, daß etliche, zu später Stunde aus der Spinnstube heimkehrende Dirnen eilig die Dorfstraße hinabbrannten und jämmerlich wimmerten. Er blieb noch ein Weilchen am Fenster stehen, vernahm aber weiter nichts als ein entferntes Läuten, oder besser gesagt, ein verworrenes Geräusch, das von irgend einem Metalle herzurühren schien. Lange konnten Zeibig's nicht mehr einschlafen und hörten die Kirchuhr langsam und feierlich die Mitternachtsstunde schlagen.

Am folgenden Tage ging durch's ganze Dorf das Gerede, im Lindengut sei's nicht geheuer, aber erst seitdem Zeibig's dort wohnten. Die beiden Töchter des Schulzen, welche, mit einigen andern Jungfrauen, nach elf Uhr aus der Spinnstube heimgingen, seien ganz entsetzlich erschreckt worden, weil plötzlich, oben von der Hofmauer herab, der leidhaftige Teufel ihnen erschienen sei. Zu seinem gewaltigen Puffen und Reuchen habe sich ein starker Schwefelgeruch gefüllt. Auch hatten andere Dorfbewohner, am frühen Morgen, noch ganz frische Abdrücke von Pferdehufen bemerkt, und nur mit Scheu, mit Zittern und Zagen sah man nach dem unheimlichen Gehöfte hinüber. Abends ging Niemand in dessen Nähe vorbei, einige wenige verständige Männer ausgenommen, die dem albernen Geschwäg keinen Glauben schenkten.

Dennoch aber mehrten sich die Teufelsgerüchte. Allerlei Leute, nicht bloß junge und furchtsame, wollten des Nachts in und beim

Zeibig'schen Gute den Gottseibeius gesehen haben. Sogar Hörner hatte er in letzter Zeit zur Schau getragen. Einmal hatte es, wie hoch aus der Luft, „Wehe! Wehe!“ gerufen. Dann war die Teufelerscheinung Nachts im Garten gesehen worden; es raschelte drinn; Erbsen waren gestreut worden; das Haus- und Hofgeräthe stand anders, als man es Abends hingestellt. Eines Morgens standen gar die Wagen dicht vor der Hausthüre. Vor lauter Aengsten kündigte Zeibig's Magd auf und zog ab. Der Hofhund lag eines Morgens todt in seinem Häuschen.

Jetzt mußte Zeibig auf ernstere Mittel gegen den Spuk sinnen, als auf's bloße Lächerlichmachen. Wohlbewaffnet wachte er daher mit seinem Sohne, um dem nächtlichen Störenfried aufzulauern und ihn der wohlverdienten Strafe zu überliefern. Umsonst! Dögleich sie bis gegen vier Uhr Morgens wach blieben, hörten und sahen sie durchaus nichts Verdächtiges. Zeibig war jetzt fester wie je, der Meinung, daß Alles Lug und Trug und purer Larifari gewesen.

Um gehörig auszuschlafen, ging man natürlich am nächsten Abend früher wie gewöhnlich zu Bette. Allein just in derselben Nacht war das Unwesen am allerärgsten. Mit Hörnern und leuchtender Stirne war der Teufel schon um zehn Uhr an der Mauer und an etlichen Stellen des Gehöftes gesehen worden. Seine Augen und die Stirne hatten geraucht, wie eine Wand raucht, die man im Finstern mit Streichhölzchen bestreichen. Er hatte gehinkt und Erbsen geworfen. An der einen Hand rasselten Ketten. Geredet hatte er mit Niemand; daß er aber schon so zeitig erschienen war, das hatte ihn den Menschen näher gerückt, und zwei junge Burschen, die, bis lange nach Mitternacht, vom Gipfel eines Erlenbaumes hinüber nach dem Lindengut geschaut hatten, versicherten, daß der Teufel in dieser Zeit den Hof nicht verlassen habe, und durch die Lüfte sei er auch nicht herein- oder herausgekommen. Ja, man munkelte hie und da, ein rechter, ordentlicher Teufel könnte das nicht sein, da er die von Altersher ihm angewiesene Mitternachtsstunde nicht pünktlich beobachtet.

Am andern Morgen hörte Zeibig mit Verwunderung, daß der Teufel in verwichener Nacht ihn abermals besucht habe. Ueberall lagen Erbsen umhergestreut; das Vieh in den Ställen war unruhig geworden, der Gartenzaun beschädigt. Beim alten Lindenmüller hatte, wie er selbst ganz erboßt erzählte, die gespenstige Erscheinung mit einem Weile oder einem Hammer an die Thüre gedonnert, daß er im Schlafe hoch em-

porgefahren und nun all sein Lebttag einen Schaden davontragen könne. Auch hatte der Alte gesagt, daß, unter solchen Umständen, er es fast für gut fände, irgendwo anders zu schlafen. Ja, unter keiner Bedingung würde er hier wohnen bleiben, wenn's ihm nicht darum zu thun wäre, in der Nähe seines alten Hofguts zu bleiben und die durch den Verkauf ihm zugesicherten Vortheile zu genießen.

Zeibig, der sich nichts anders Rath wußte, ging am frühen Morgen zum Herrn Pfarrer hinüber; dieser war immer freundlich gegen ihn und rathgebend gewesen, und wußte ja auch am besten, daß er durch solche Männer, wie Zeibig einer war, seinen Einfluß auf die Gemeinde am sichersten geltend machen konnte.

Als Zeibig durch die Hausflur ging, saß sein liebes Weib da und schälte Rüben und Kartoffeln. Ihr Haupt war niedergedrückt; aus ihren Augen flossen Thränen.

„Warum weinst du, Martha?“ fragte Zeibig mild und theilnehmend, und legte die Hand auf ihre Achsel. „Laß dich doch das einfältige Geschwätz nicht klümmern und hoffe fest auf Gott. Der läßt uns nicht zu Schanden werden, denn wir selbst haben nichts Unrechtes gethan.“ Darauf verließ er den Hof.

Nach einer Stunde kehrte er aus dem Pfarrhaus heim. Sein Auge leuchtete vor Freude, sein Schritt war fest und selbstbewußt.

„Martha!“ rief er aufmunternd, „es wird und muß besser werden!“ Frau Zeibig, die gerade im Gemüsegärtchen, das ihr Wohnhaus von des alten Lindenmüllers Häuschen abgrenzte, beschäftigt war, zuckte unglaublich ihre Achseln.

„Und wie soll's nun anders werden?“ entgegnete sie. Zeibig aber streifte zufällig mit den Blicken über die Fenster des Lindenmüllers. Am Stubensfenster bewegte sich eben der kleine Vorhang, als ob Jemand ungesehen und vorsichtig hervorlugen wollte.

„Wie das anders werden soll, gute Martha?“ rief Zeibig mit so lauter Stimme, daß sein liebes Weib ganz verwundert ihn ansah. „Das müssen wir erwarten,“ fuhr er eben so laut fort; „aber so viel sag ich dir, daß wir heute Nacht wieder wachen wollen, und der Jäger will, mir zu Gefallen, um Mitternacht mit seiner Flinte auch hier sein. Koche uns nur einen recht tüchtigen Kaffee, damit wir wach erhalten werden.“

Martha versprach's. Als aber der Abend kam, legte sich die kleine Familie zeitig zu Bette, und ließ nur im Hausflur ein Lämpchen

...ein Schick
...der Welt ge
...er ist fast
...schlafen. Ja
...hier wohnen
...so ihm wäre,
...in diesen und
...schönen Ver-

...ich weiß,
...einen Hofen
...ich gegen ihn
...ja auch am
...nie Zeitig
...meinde am

...sag sein
...und Kar-
...kult; ank

...achte Zeitig
...Hand an
...seltige Ges-
...auf Getz,
...den, denn
...gethan."

...em Pfarr-
...vor Freude,
...ist

...es wird
...die ge-
...Wohnhaus
...schen abe-
...laulich ihre

...ten?" ent-
...ig mit dem
...wert. Am
...Klein Ver-
...vorsichtig

...Nacht?"
...dage sein
...Daß
...laut fort;
...te Nacht
...will, mir
...er Glinte
...echt räcke
...werden."
...er Abend
...zu Dietz,
...Lämpchen



Der alte Bindenmüller.

brennen. Die Nacht verging ganz ruhig; kein Teufel ließ sich spüren, gleichsam als könnte er's nicht leiden, daß man ihn erwarte.

Dafür war aber am folgenden Tage desto größere Vorbereitung in Zeibigs Haus auf den düstern Besuch, doch so, daß man es draußen nicht merkte. Bruder Karl hatte sich einen tüchtigen Knüttel ausgesucht, durch dessen dünneres Ende er, um ihn besser fassen zu können, einen Lederriemen zog. Vater Zeibig hielt einige Seile bereit, und ein breites, schweres Beil. Selbst die Mutter ging heute nicht zu Bette, sondern saß am Tische und las. Mit Ungeduld wurde die Nacht erwartet. Eine tüchtige Kanne Kaffee erwärmte und stärkte Alle.

Um elf Uhr ungesähr, rauschte etwas über den Hof. Man hörte deutliches Knistern, Klirren und Brummen. Kleine Gegenstände, wie Erbsen oder feiner Kies, flogen gegen die Fensterläden, endlich auch gegen die Hausthür, hinter welcher Zeibig und Karl ruhig der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Dann zog das Gespenst langsam und schwerfällig nach der Gartenecke vor Zeibigs Hause, die nach der Straße zu lag. Auf einmal that es einen Fall. Rasch rissen Zeibig und sein Sohn die Thür auf; Frau Martha brachte eine brennende Laterne. Der weißvermummte Teufel lag am Boden und zappelte und strampelte, um seine Füße aus einigen Stricken zu ziehen, welche schlaue und lose über den Weg gespannt waren. Ueber ihm aber saad drohend, wie man alsbald an der tiefen Bassstimme erkannte, der ins Geheimniß eingeweihte Förster und hielt sein Gewehr drohend auf den falschen Teufel, der sich noch immer krümmte wie ein Wurm.

„Gestehe, Schurke, wer du bist!“ herrschte Runo, der Förster, ihm zu. „oder ich schieße dich rack rodt wie einen tollen Hund!“

„Um Gotteswillen, laßt mich ruhig gehen!“ wimmerte und flehte der Teufel; „laßt mich, es war ja nur ein kleiner Spaß!“

Aber damit kam er schön beim Förster an. „Ein kleiner Spaß? So, so! Seid Ihr wahnsinnig, Herr Teufel?“

Runo stellte seine scharfgeladene Flinte an die Mauer und nahm einen Stock aus dem Zaun zur Hand, mit dem er jetzt schonungslos drauf los hieb, daß es laut knallte, und bei jedem Hiebe schrie und winselte der arme Teufel ganz elendiglich.

Indeß waren Zeibigs herbeigeeilt, und Martha leuchtete dem vergeblich sich Vermummenden mit der Laterne voll und hell ins Gesicht.

Und wer war dieser Teufel? Niemand anders, als der alte, habgierige Lindenmüller, der, wie wir wissen, schon längst sich darüber geärgert hatte, daß er sein Gut, wie er wenigstens meinte, zu billig hergegeben. Dadurch, daß er das Gehöfte in den Geruch brachte, es spuke drinn und sei nicht geheuer, hoffte er dasselbe wieder um einen Spottpreis in seine Hände zu bekommen. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und war nun betrogen um all seine schönen Hoffnungen.

Alsbald war das halbe Dorf beisammen. Alle hatten jetzt Muth und meinten, so hätten sie sich's gleich gedacht. Ja, Thomas, der Nachtwächter, war so beherzt und tapfer, als alter Grenadier, daß er sich gleich an die Spitze des Zugs stellte, der den Störer der Ruhe in der Gemeinde zum nächsten Bezirksgerichte geleitete. Dort hat nun der Elende Zeit genug, über sein schändliches Spiel nachzudenken; die wackere Familie Zeibig aber freut sich ihres wohlverordneten und unverkümmerten Kindenguts.

Führe uns nicht in Versuchung!

(Mit einer Abbildung.)

Wir wollen uns, geneigter Leser, in Gedanken an die vom Atlantischen Meere bespülten Westküsten Frankreichs versetzen, in die wohlbekannte Bretagne, deren Bewohner heute noch die alterthümlichen Sitten und Gebräuche festhalten und sie hochachten gleich einem kostbaren von den Vätern ererbten Gute.

Es war im Märzmonat des Jahres 1801; 's ist also schon etwas lange her. Der Tag hatte sich seinem Ende genahet und schon waren die friedlichen Töne der Abendglocke verhallt. Die Bewohner des Dorfes Kerneven kehrten vom Felde heim, dem wohlverdienten Nachtmuß und der erquickenden Ruhe zu, nach dem ermüdenden Tagewerk. Es dauerte nicht mehr lange, so waren die Hüttenthüren alle geschlossen; nur das Häuschen des ehrlichen wackern Bernhard stand noch offen und der helle Schein des Herdfeuers blinkte heraus auf die Straße. Frau Bernhard bereitete geschäftig die einfache Mahlzeit und fragte dabei häufig ihr sechsjähriges, spähend vor der Hütte sitzendes Söhnlein, Peter genannt, über er den lieben Vater noch nicht wiederkommen sehe. Auf die immer verneinende Antwort des Kleinen, trat Frau Margreth endlich selbst vor die Thür und schaute forschend in die Ferne, ohne jedoch den Erwarteten zu er-